



# Stiller & Stiller

# IN SITU

Peter Conrad Sammelband

Fall 1 & 2

DIE ERSTEN • BLUT



BARRY & DANA STILLER

**IN SITU**

PETER CONRAD SAMMELBAND  
FALL 1 & 2

IN SITU – Peter Conrad Sammelband, Fall 1 & 2

enthält die Romane DIE ERSTEN und BLUT

Barry & Dana Stiller

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers wiedergegeben werden. Alle Ereignisse, Personen, Orte, öffentlichen und privaten Einrichtungen, Behörden, Firmen und Markennamen in diesem Roman sind entweder frei erfunden oder werden fiktiv verwendet.

Umschlaggestaltung: Mighty-C.

Umschlag- und Autorenfoto: Seelhammer Photographie | [www.seelhammer.de](http://www.seelhammer.de)

Alle Abbildungen, Fotografien, Karten und Illustrationen,

sofern nicht anders vermerkt: Stiller & Stiller

Sie finden Stiller & Stiller bei Facebook und Twitter unter @StillerBooks

Sie finden Stiller & Stiller im Internet unter [www.stillerstiller.com](http://www.stillerstiller.com)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter

[dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Herausgeber: Jochen Seelhammer, Raiffeisenstr. 20, 57577 Hamm

Der Titel ist als E-Book bei der [tolino media GmbH & Co. KG](http://tolino.media),

Albrechtstr. 14, 80636 München erschienen.

ISBN 978-3-752-10572-8

© 2020 by Stiller & Stiller

BARRY & DANA STILLER

**DIE ERSTEN**

EIN FALL FÜR PETER CONRAD

Die Beweise waren eindeutig. Wenn er bei seiner Untersuchung keine groben Fehler gemacht hatte, dann würde sich die Welt für immer verändern. Die Bedeutung, vielleicht sogar die Existenz großer Kulturen würde infrage gestellt, die Grundfesten moderner Gesellschaften konnten ins Wanken geraten. Seine Entdeckung hatte das Potential, Kriege auszulösen. Mit einem Mal war ihm schwindelig, eine Sekunde später speiübel. Jean Scotte trat mit viel zu viel Kraft auf die Bremse, produzierte mit dem geländegängigen Isuzu eine veritable Straßensperre und würgte dann den Motor ab. Hektisch fingerte er am Zündschloss, brachte den Anlasser aber nicht dazu, den sonst so zuverlässigen Vierzylinder wieder zu starten. Er war schweißgebadet, und das lag nicht an der Heizung seines Troopers. Die Kiste musste schleunigst von der Straße, auch wenn mitten in der Nacht auf der eisigen Piste Richtung Quebec kaum jemand unterwegs war. Fluchend riss er den Klettverschluss des wattierten Handschuhs auf, warf ihn in den Fußraum und betätigte den Anlasser erneut — nichts. Er spürte, wie seine Wut in rasendem Tempo answoll, und trat die Kupplung ins Bodenblech. Ein letztes Mal drehte er den Zündschlüssel bis zum Anschlag. Als wäre es nie anders gewesen, erwachte der Motor zum Leben und brummte im höher eingestellten Leerlauf vor sich hin. Scotte bugsierte den Wagen so weit an den rechten Fahrbahnrand, wie es der Wall aus Schnee zuließ, den die Räumfahrzeuge in den letzten zwei Monaten angehäuft hatten. Er zog die

Handbremse, brachte den Schaltknüppel des Vierganggetriebes in Leerlaufstellung, schaltete Warnblinker und Fernlicht ein und stieg aus.

Abkühlen, beruhigen, sich darauf konzentrieren, eine wohlproportionierte Zigarette mit Filterstück zu drehen und gründlich nachdenken. In einer Hinsicht hatte der Chef recht. Es galt, die Nerven zu behalten und das weitere Vorgehen zügig, doch mit aller Gelassenheit zu planen. Ein vorschnelles Bekanntgeben seiner Forschungsergebnisse würde unter Umständen mehr Schaden verursachen, als es die wissenschaftlichen Erkenntnisse wert waren. Da war etwas dran. Zu Scottes Verwunderung hatte der Chef aber die Tragweite der Untersuchung gegen Ende ihres kurzen Satellitentelefonats, das er von der Grabungsstelle aus geführt hatte, grundsätzlich heruntergespielt und ihm das Versprechen abgerungen, vorerst niemandem etwas von seiner Entdeckung zu erzählen. Gedankenverloren bewegte Scotte langsam den Kopf hin und her. Völlig unverständlich, der Chef hatte am Ende doch tatsächlich angedeutet, man könne die ganze Sache auch unter den Tisch fallen lassen. Das erspare eine Menge Ärger, Schreiberei und Rechtfertigungen – und außerdem solle er mit dem großen Wort vom 'unumstößlichen Beweis' doch etwas vorsichtiger hantieren. Scotte sah diesen Punkt ganz anders. Ja, man musste einen kühlen Kopf bewahren. Und ja, wenn sie die Ergebnisse veröffentlichten, dann musste alles hieb- und stichfest sein. Aber nein, er würde am Ende nichts zurückhalten oder auch nur abmildern, egal was der Chef davon hielt. Er war sich momentan nicht einmal sicher, ob er die Publikation nicht alleine durchziehen sollte. Einfach würde sich das nicht gestalten, aber warum sollte er die Lorbeeren mit jemandem teilen, der nicht an den Erfolg glaubte? Gäbe es einen Nobelpreis für Archäologie, käme

man in diesem Jahr nicht an ihm vorbei, da war sich Jean Scotte sicher. Zudem hatte er die ganze Arbeit fast allein gemacht...

Ein stechender Schmerz machte ihn darauf aufmerksam, dass er seine Selbstgedrehte ungenutzt hatte herunterbrennen lassen. Verwundert stellte er fest, dass es trotz des hellen Schnees unter der winterlichen Wolkendecke des östlichen Kanada stockdunkel war. Er hatte sich weit von seinem Wagen entfernt. So weit, dass er die Scheinwerfer nur noch als einen einzigen Punkt ausmachen konnte. Wie hypnotisiert starrte er minutenlang in die winzige Lichtquelle. Er konnte noch immer keinen klaren Gedanken fassen. Alles war so kompliziert, was sollte er denn jetzt bloß machen? Der Chef! Wozu hat man schließlich einen Vorgesetzten, hatte der nicht davon gesprochen, die Angelegenheit zügig zu besprechen? Ja, er würde sofort mit ihm reden! Nachdem er sich eine weitere Zigarette, diesmal ohne Filter, gebaut hatte, stapfte er mit großen Schritten zurück zu seinem Trooper.

Normalerweise sah man in jedem kleineren Ort mindestens eine Telefonzelle. Heute schien es, als wolle irgendetwas seine Kontaktaufnahme mit dem Chef verhindern. Beinahe fünfundvierzig Kilometer war er auf der Route 132 nach Quebec unterwegs gewesen, bevor eine heruntergekommene Tankstelle auf der anderen Seite in Sicht kam.

Der zahnlose Alte hinter dem Tresen war unfreundlich, ließ sich aber für fünf Dollar überzeugen, Scotte einen Anruf in die Provinzhauptstadt zu gewähren. Der Pächter registrierte jeden Tastendruck, als zähle er die Ziffern, um ein Telefonat nach Übersee auszuschließen.

Nach dem achten Klingeln wurde abgehoben. »Scotte, wenn Sie es sind, hoffe ich, Sie haben einen guten Grund, zu nachtschlafender Zeit anzurufen, was gibt es?«

Der Alte hob neugierig die Augenbrauen und machte keinerlei Anstalten, sich zu entfernen.

»Ja, hier Scotte. Ich...« Er bedeutete dem Pächter, er solle verschwinden. Der blieb so unbewegt, wie seine Miene interessiert wirkte. »Ich... Es ist sehr wichtig... Moment, bitte.« Er legte die Hand über die Sprechmuschel. »Wenn Sie die Güte hätten, mich ungestört telefonieren zu lassen.« Nach einem kurzen Moment des Zögerns setzte sich der Tankstellenpächter begleitet von mürrischem Gemurmel in Bewegung.

»Was ist da los, Scotte? Wo sind Sie überhaupt? Rücken Sie schon raus mit der Sprache.«

»Ich muss dringend mit Ihnen reden.«

»Hat das nicht Zeit bis übermorgen? Dann bin ich wieder auf dem Gelände. Wir können uns irgendwo treffen und alles in Ruhe durchgehen.«

Scotte schüttelte heftig den Kopf. »Chef, ich fürchte, ich kann so lange nicht warten. Eigentlich hätte ich am Freitag schon alles katalogisieren und inventarisieren müssen. Wie soll ich der Grabungsleitung plausibel machen, dass ich mir fast eine Woche Zeit lasse, den wichtigsten Befund dieser Kampagne zu dokumentieren? Schlimmer noch-«, er stöhnte auf und fuhr mit gesenkter Stimme fort, »die Leitung ahnt ja noch nicht einmal etwas. Und wenn dann auch noch unsere Sponsoren von dieser Geheimniskrämerei Wind kriegen... Ich darf gar nicht daran denken.«

Das Schnaufen der Gegenstelle klang gereizt. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie müssen Ruhe bewahren. Ich regele das alles. Behalten Sie die Nerven. Sie werden sehen, das



wird sich auf ganz natürliche Weise erklären lassen. Vielleicht stellt sich das Ganze als großes Missverständnis heraus.«

Wieder fühlte Scotte Wut in sich aufsteigen. »Hören Sie, ich bin kein Idiot, ich habe nicht fehlerhaft gearbeitet. Ich brauche eine Entscheidung von Ihnen. Ich kann das auch alleine-«

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Scotte. Vertrauen Sie mir. Wir werden die beste Lösung für alle finden.« Er machte eine Pause, aber Scotte blieb bis auf sein heftiges Atmen stumm. »Ich verstehe Sie, nur müssen Sie auch mich verstehen. Selbst wenn ich wollte, ohne die Funde und alle Unterlagen kann ich doch sowieso keine vernünftige Entscheidung-«

»Ich habe alles dabei«, unterbrach ihn der Archäologe.

»Sie haben...« Einige Sekunden schwiegen beide. »Das ändert die Lage natürlich, wenn das so ist...« Der Chef klang nachdenklich. Dann fuhr er in beinahe euphorischem Ton fort: »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, mein lieber Scotte? Das schafft doch alle unsere Probleme aus der Welt. Was halten Sie davon, auf einen Drink bei mir vorbeizukommen? Ich habe letzte Woche einen ganz hervorragenden Scotch geschenkt bekommen. Und wach bin ich jetzt ja sowieso — was halten Sie davon?«

Scotte war verdattert. »Gut... hervorragend, meine ich. Wenn ich Sie nicht störe, ich werde bei dem Wetter wohl eine gute Stunde brauchen.«

»Vorzüglich. Ich erwarte Sie. Sie wissen ja, wo ich wohne.« Ohne eine Antwort abzuwarten, legte der Chef auf.

Scotte verspürte eine leichte Müdigkeit. Kein Wunder, bald würde es hell werden, jedenfalls so hell, wie es die

nördlichen Breitengrade und die prall gefüllten Wolken zuließen. Er hatte bis zum Ausgrabungsgelände noch etwa neunzig Kilometer vor sich, und ein leichter Schneefall hatte eingesetzt. Kurz zog er eine Rast in Betracht, wischte den Gedanken aber beiseite. Der Niederschlag würde erfahrungsgemäß kräftiger werden. Wenn er jetzt eine Ruhepause einlegte, würde er wahrscheinlich eingeschneit festsitzen — außerdem wollte er den verbleibenden Rest der Nacht möglichst in seiner Unterkunft schlafen. Er öffnete das Fenster einen Spalt in der Hoffnung, die kalte Frischluft würde die Konzentration fördern, und beschleunigte den Wagen, bis die Tachonadel achtzig Meilen anzeigte.

Nach einer Viertelstunde hatte sich der Schneefall zu einer weißen Wand entwickelt, die das Licht der Scheinwerfer in alle Richtungen streute und weder Fahrbahn noch Geschwindigkeit erahnen ließ. Scottes Gedanken kreisten um das Treffen mit dem Chef, die Befunde und um die unglaublichen Schlussfolgerungen, die man ziehen musste. Wie würde die Menschheit damit umgehen? *Vielleicht leben wir alle mit einer uralten Lüge, die wir Geschichte nennen.* Auch, wenn er es ein wenig sonderbar fand, war er froh, dass der Chef am Ende doch so zugänglich gewesen war. Geduldig hatte der sich bei Scotch (der tatsächlich vorzüglich war) und englischem Teegebäck alles angehört. Zum Schluss war Scotte sicher, den Chef von seiner Theorie überzeugt zu haben. Überhaupt fühlte er sich von einer Last befreit. Der Chef wusste immer, was zu tun war. Er würde seine Befunde, die Untersuchungsergebnisse und alle Artefakte den richtigen Stellen übergeben und ihm eine Menge Ärger ersparen. Er hatte sogar zugesagt, ihm gegenüber der Grabungsleitung den Rücken freizuhalten. Und vielleicht würde er die

Federführung bei den zahlreichen Publikationen, die garantiert folgen würden, übernehmen können. Alles würde gut werden.

Seine Erschöpfung wich langsam einer wohligen Stimmung. Das weiße Licht umströmte ihn gleichmäßig und beruhigend. Begleitet von einem leisen Brummeln glitt er durch die Nacht. Er meinte, jetzt viel klarer zu sehen, viel mehr zu erkennen. Alles war schärfer und deutlicher. Diese Wand aus Schnee war nur auf den ersten Blick eintönig. Wenn man genauer hinsah, erkannte man... das Wesen des Schnees. Sein Innerstes, seine Seele. Jede Schneeflocke war einzigartig, noch nie hatte man zwei identische Kristalle entdeckt. So etwas gab es nicht ohne Grund. Endlich glaubte er, diese Inuit besser zu verstehen. Er war überheblich und blind gewesen, hatte sich darüber lustig gemacht, dass dieses Jägervolk hunderte Worte für die Begriffe Eis und Schnee verwendete. Doch man musste nur richtig hinsehen, dann konnte man es erkennen. Dies hier war kein aggressiver Schneesturm. In dem weißen Wirbel, durch den er heute Nacht schwebte, gab es nichts Böses. Es war freundlich und sanft, der Bote einer guten Zukunft, angefüllt mit Lichtwesen, die ihm den Weg wiesen. Die Inuit hatten recht. Sie hatten immer recht gehabt. Auf einmal schien es ihm gar nicht mehr so abwegig, dass sich im dichten Schneetreiben uralte Kreaturen verbargen, die nur Eingeweihte, die Aufmerksamen, erkennen konnten. Diese neue Aufnahmefähigkeit fühlte sich gut an. Wenn es nicht so kitschig geklungen hätte, dann hätte er es Hellsichtigkeit oder Bewusstseinsweiterung genannt.

Scotte hatte keine Ahnung, wie lange er schon mit dem Licht flog oder wie weit er noch reisen sollte — er war sich noch nicht einmal sicher, wo sein Ziel lag — oder ob es überhaupt jemals eines gegeben hatte. Es war auch

unwichtig. Alles, was zählte, war dieses sanfte, weiße Leuchten der Schneewesen. Sie waren überall; sie durchdrangen seinen Geist so mühelos wie Neutrinos die Materie. So musste es sein. Er schloss die Lider, und das wunderbare Licht blieb, es würde bis in alle Ewigkeit bei ihm bleiben. Als er die Augen nach einiger Zeit wieder öffnete, sah er in der Ferne zwei besonders helle Lichtwesen, umgeben von einer Korona aus warmem Gelb. Wunderschön. Sie kamen näher, aber sie schienen ihn nicht zu bemerken. Er bewegte sich in ihre Richtung, er musste sie erreichen. Als er auf die beiden Wesen zuschwebte, verstärkten sie ihr Licht in kurzen, unregelmäßigen Abständen. Es erschien ihm sonderbar unruhig, beinahe bedrohlich. Hatte er sie erschreckt? Oder versuchten sie, ihm etwas mitzuteilen? Dann kam ein schreckliches Geräusch dazu, ein tiefes Horn des Unfriedens. Wenn es die Lichtwesen gab, da gab es für ihn keine Zweifel mehr, dann gab es sicher auch die Eisdämonen. Kreaturen so groß wie Kodiakbären mit gelben Raubtieraugen, mächtigen Klauen und rasiermesserscharfen Zähnen, von denen die Inuit mit leisen Stimmen am Lagerfeuer erzählten, wenn sie sich unbeobachtet fühlten. Hatte er die Regeln einer Welt gebrochen, die er gerade erst entdeckte? Hatte er womöglich einen Dämon der Inuit herausgefordert? Er sollte es niemals erfahren. Jean Scotte war tot, bevor der mit fünfhundert Schweinehälften beladene Mack-Truck zum Stehen kam.



Der Dezember begann in Berlin so regnerisch, wie der November ausgeklungen war. Als sie den Städteexpress aus Leipzig verlassen hatten, standen sie für einige Sekunden wie versteinert auf dem Bahnsteig, dann zogen die beiden Gestalten die Kapuzen ihrer Bundeswehrparkas beinahe synchron über die Köpfe und gingen langsam in Richtung Ausgang. Sie sahen sich weder an noch sprachen sie miteinander. Wären da nicht die olivgrünen Militärjacken gewesen, hätte ein Beobachter glauben können, die beiden seien einander unbekannt. Auch sonst hatte das sonderbare Pärchen wenige Gemeinsamkeiten. Der Mann war von durchschnittlicher Größe und durchschnittlicher Statur, vielleicht etwas schlaksig. Sein Gesicht war schmal, aber unauffällig, dominiert von einer eckigen Rentnerbrille. Er trug abgewetzte Blue Jeans, weiße Adidas Allround mit hohem Schaft und einen ebenfalls olivfarbenen Militärrucksack über der linken Schulter. Der hochgerutschte Anorakärmel ließ eine klobige, japanische Quarzuhr erkennen, die besonders unter Nachtschwärmern beliebt war, weil sie eine Displaybeleuchtung hatte — und natürlich, weil sie digital war. Die Frau war ein wenig kleiner, doch wesentlich auffälliger. Das lag vor allem an ihren Blessuren. Sie trug den linken Arm in einer Schlinge, wie der Beobachter aufgrund des ungefüllten Ärmels und der ausgedehnten Ausbeulung ihres Parkas vermuten musste. Auch ihr Gesicht sah mitgenommen aus. Neben einigen Kratzern und kleineren Hämatomen hatte sie ein blaues Auge mit

zugehöriger Schwellung, das jedem Boxer zur Ehre gereicht hätte. Dunkles Haar lugte hier und da aus der teddygefütterten Kapuze und rahmte das ramponierte Gesicht ein. Ihr weniges Gepäck trug sie in einem blassroten Nylonnetz, eine der üblichen Einkaufstaschen in der Deutschen Demokratischen Republik. In Kombination mit ihrer dreckverkrusteten Kampfchale aus ausgemusterten Armeebeständen und schlampig geschnürten Kampfstiefeln wirkte die Frau abgerissen und ein wenig heruntergekommen, fast wie eine Obdachlose, während ihr Begleiter eher nach Demonstrant oder Hausbesetzer aus gutbürgerlichem Hause aussah.

Hier in Friedrichshain auf dem Bahnsteig des Ostberliner Hauptbahnhofes wirkten die beiden völlig deplatziert. Nicht, dass durch das Entfernen hoheitlicher Symbole entschärfte Militärkleidung aus der Bundesrepublik und besonders westliche Sportschuhe im Ost-Berlin dieser unruhigen Tage völlig undenkbar gewesen wären. Es war mehr die Unbekümmertheit und Beiläufigkeit ihres aufsehenerregenden Auftrittes, der die beiden als Westler entlarvte. Der Grenzübergang an der Oberbaumbrücke, den sie nach einem guten Kilometer Fußmarsch im Nieselregen benutzten, gab dem Beobachter den entscheidenden Hinweis. Denn dieser Sektoren-Übergang nach Kreuzberg war seit Anfang der siebziger Jahre nur für westdeutsche Fußgänger passierbar.

Erst als die S-Bahn anrollte, versuchte Peter Conrad, ein Gespräch in Gang zu bringen. »Ich denke, wir sind uns einig, dass wir zuerst bei Marcos einkehren. Was meinst du?«

Die Antwort seiner Begleiterin bestand in einem misstrauischen Murmeln. Lisa Franks hatte das letzte Mal

gesprachen, bevor der Städteexpress der Deutschen Reichsbahn quietschend in den Ostberliner Hauptbahnhof eingefahren war.

»Keinen Hunger? Also ich brauche jetzt eine große Menge Kalorien aus dem Rezepteschatz des nicht-sozialistischen Auslands.« Conrad grinste breit.

Sie beobachtete weiter die Rinnsale, die der beständige Nieselregen auf den Scheiben des Großraumabteils hinterließ. »Ja, ist schon in Ordnung«, bemerkte sie mit teilnahmsloser Stimme. »Pizza ist schon okay. Meinetwegen auch bei Marcos.«

»Was ist denn nun mit Marcos nicht richtig? Du kannst doch auch Salat oder sowas bestellen.« Er klang gereizter als beabsichtigt. »Außerdem haben wir das auch gemacht, als wir aus Ägypten in die Heimat zurückgekommen sind. Das hat doch beinahe etwas von Tradition«, fügte er versöhnlicher hinzu.

»Ja, klasse.«

Damit war die erste Konversation nach ihrer Rückkehr in die Westsektoren von Berlin beendet. Es dauerte zwei Stationen und knapp vier Minuten, bis Conrad einen weiteren Versuch wagte.

»*Ja, klasse.* Was soll das heißen? War doch der Auftakt zu einer spannenden Zeit.«

Lisa Franks atmete hörbar aus. »Für dich vielleicht...«

Er wartete, denn es nahte die Auflösung. So gut kannte er die angehende Ägyptologin nach den intensiven Erfahrungen ihrer ersten gemeinsamen Grabungskampagne und ihrem Abenteuer um das Lager Informium mittlerweile.

»Es war eine beschissene Zeit, Peter! Erst haben sie mich gekidnappt und dann bin ich von esoterischen Nazi-Terroristen unter Drogen gesetzt worden. Als Nächstes

haben sie mich ordentlich vertrimmt, und meine freie Zeit habe ich mit Halluzinieren, Frieren und Kotzen verbracht. Und als Sahnehäubchen bin ich eines Tages auf einem Stuhl mit einem Zentner Sprengstoff drunter aufgewacht. Echt spannend, ganz toll!«

Mit schlechtem Gewissen dachte er an ihr gebrochenes Schlüsselbein und betrachtete das beachtliche Veilchen.

»Wirklich richtig toll! Und weil das nicht spannend genug ist, geht die Bombe natürlich hoch, kaum dass ich von dem verdamnten Stuhl runter bin. Aber zum Glück werde ich ja verschüttet und bin nur halbtot. Spannung und Abenteuer, einfach spitzenmäßig.« Sie blitzte ihn böse an. »Und jetzt sag nichts Falsches, Peter Conrad.«

Er fingerte an den Verschlüssen seines Rucksacks herum. »Ist schon okay, du hast vollkommen recht. Ich hab gut reden. Dieser ganze Vril-Nazi-Verschwörungs-Quatsch... Es war eine beschissene Zeit.«

Mit einem erleichterten Blick registrierte sie, dass er endlich seine Hände ruhig hielt.

»Alles gut, Lisa. Mein Herz hängt nicht daran, dass wir in Marcos Pizzeria gehen. Lass uns eine Frittenbude auf dem Kudamm suchen. Eine ordentliche Currywurst mit einer Riesenportion Pommes tut es auch. Oder Reibekuchen. Auf jeden Fall habe ich einen Mordshunger.«

Er konnte ihren Blick nicht deuten, was auch an den geschwellenen Augenlidern lag. Jedenfalls schien der Zorn verflogen. War da ein mühsam unterdrücktes Lächeln?

Sie drehte ihren Kopf und schien wieder die Spuren des Wassers auf den Scheiben der Bahn zu beobachten. »Natürlich gehen wir zu Marcos, du Waschlappe.« Sie stand auf und drückte den Halteknopf. »Beweg dich, wir müssen die nächste aussteigen.«



Die Phase des Speisens brachten sie abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen über das Essen und belanglosen Kommentaren zu den anderen Gästen kommunikationsfrei hinter sich. Conrad war mit seinem zukünftigen Werdegang beschäftigt. Schon morgen Vormittag hatte er einen Termin mit seinem Chef, Professor Memm, dem Leiter des Anthropologischen Instituts. Der wollte mit ihm über 'ernsthafte Dinge' sprechen. Das verhieß nichts Gutes. Für Lisa mochten die diplomatischen Verwicklungen, die ihre Flucht aus Ägypten nach sich gezogen hatte, keine weiteren Auswirkungen haben. Sie war nur eine grabungsunerfahrene Studentin, die ohne eigene Schuld in eine missliche Situation geraten war. Ihn würde man ganz anders behandeln, schließlich hatte er die Grabungsleitung innegehabt. Er war für das Verhalten der deutschen Studenten und das Auftreten der Berliner Universität gegenüber der ägyptischen Altertümerverwaltung mitverantwortlich. Jedenfalls würde Memm das so sehen. Conrad konnte sich nicht vorstellen, dass er in seiner Karriere (sofern es eine geben sollte) noch einmal ägyptische Mumien ausgraben würde; er rechnete eher damit, dass man ihm für alle Zeiten die Einreise nach Ägypten verweigern würde — selbst als einfacher Grabungsteilnehmer ohne irgendwelche Befugnisse.

»Der gute Luigi scheint die Bezugsquelle für seine Hausmarke gewechselt zu haben.« Mit verzogenem Gesicht setzte Lisa das Rotweinglas ab und machte eine wedelnde Handbewegung. »Egal. Was hältst du eigentlich von Kommissar Kellers Resümee? Ich meine, das Ganze am Ende als eine profane Mordserie eines politischen Fanatikers abzustempeln, ist doch wohl nicht angemessen.«

Conrad war verdutzt. »Ich dachte, du hättest die Nase voll von Abenteuern und Detektivspielen?«

»Ich habe die Nase voll davon, Schläge auf selbige zu bekommen, nicht vom Ermitteln. Ich bin schließlich Archäologin. Nein, im Ernst, Peter. Wieso legt der das so schnell zu den Akten? Einiges von Löfflers Bekenntnissen beruhte eindeutig auf realen Ereignissen — und eine gewisse Logik konnte man seinen Behauptungen auch nicht absprechen.« Sie schob ihren Teller beiseite und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. »Zumindest den Attentäter und diese mysteriöse VRIL-Tätowierung haben wir mit eigenen Augen gesehen. Genauso wie seinen Suizid mit einer Zyankalikapsel — ganz so, wie sich das für einen linientreuen Nazi gehört. Und behaupte nicht, das interessiert dich nicht. Deine unschönen Erlebnisse auf der Campuswiese und dem Alexanderplatz waren ja auch keine Einbildung.«

»Ebenso wenig wie unsere Flucht aus dem sagenhaften Hotel Jedermann... Du hast vollkommen recht. Dieser Keller ist ein schlauer Fuchs, der macht das nicht ohne Grund. Der Sarno hat da mal etwas angedeutet, ich hatte ja eine Menge Zeit für Unterhaltungen, als du... während deiner Geiselhaft.« Mit einem langen Zug leerte er sein Glas. »Weiß gar nicht, was du hast, der Wein ist doch nicht schlecht. Egal, zur Sache. Also, der Sarno erzählte mir, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass der Keller Anfang der Siebzigerjahre wohl einen ganz großen Fall bearbeitet hat. Jetzt frag mich nicht, worum es genau ging; irgendwas mit geheimen Rüstungsvorhaben, Landesverrat, was weiß ich. Auf jeden Fall ein ganz großes Ding. Angeblich waren sogar die Russen mit darin verwickelt, und die Staatssicherheit hatte wohl die Finger auch im Spiel.« Er nahm mit Luigi, dem Inhaber von Marcos Pizzeria, Blickkontakt auf. »Bringst du mir noch einen Rotwein? Danke.«

Lisa Franks verdrehte die Augen. »Für mich ein Bier, bitte.«

»Wie dem auch sei. Leutnant Sarno wusste nur so viel, dass Keller für sich und den Kollegen Kosminsky eine Lebensversicherung ausgehandelt hat. Seitdem halten wohl die Russen ihre Hand über ihn. Wenn ich das richtig deute, dann würde die Stasi unseren Kommissar Keller lieber heute als morgen von der Bildfläche verschwinden lassen.«

»Na ja, dann wundert es mich nicht, dass er keine weiteren Nachforschungen anstellt. Nazi-Löffler war ja offiziell auch ein hohes Stasi-Tier...« Sie schluckte schwer. »Ich wüsste gern, wie es Kosminsky geht.«

»Keller hat mir versichert, dass er uns benachrichtigt, wenn sich etwas ändert oder Kosminsky aus dem Koma aufwacht. Ach, Scheiße, Lisa... Ich fürchte, wir können nichts tun. Nur abwarten.«

Luigis Frau brachte die Getränke, und wieder herrschte für einige Minuten Schweigen an ihrem Tisch.

Conrad lehnte sich zurück. »Ich fürchte, der Memm wird mir morgen das Ende meiner Universitätskarriere nahelegen. Dann kann ich eigentlich nur noch bei einem privaten Grabungsunternehmen anheuern und im Akkord bei Notbergungen auf Autobahnbaustellen und in Baugruben für Hochhäuser mitbuddeln.« Er rutschte auf der erstaunlich bequemen Holzbank ein wenig tiefer und seufzte. »Und was sind die Pläne von Fräulein Franks?«

Sie hatte sich entschlossen, im laufenden Semester noch einige Vorlesungen zu besuchen und möglichst den einen oder anderen Schein zu machen. Lieber wäre ihr jedoch eine Anschlussgrabung gewesen, auch wenn sie auf solche Begleitumstände wie bei ihrem Ägyptenabenteuer gut verzichten konnte. Eigentlich gehörte eine solche

Unternehmung außerhalb der Universitätsbibliothek überhaupt nicht zum Berufsbild ihres Hauptfaches. Als Ägyptologin würde sie, nach der obligatorischen Promotion, im glücklichsten Fall Frottagen oder Durchpausungen, die 'richtige' Archäologen von echten Stelen vor Ort abgenommen hatten, in ihrem Studierzimmer entziffern, sie vielleicht mit anderen Schriftgelehrten diskutieren und dann eine Publikation absetzen, die kaum jemanden interessierte und niemanden weiterbrachte. Aber das echte Ausgraben anfassbarer Funde, die Suche nach den Überresten vergangener Kulturen unter ihren Füßen, diese Spannung im ganzen Team, wenn jemand einen vielversprechenden Befund freilegte — das hatte sie in den Bann gezogen, dem letztlich alle grabenden Archäologen erlagen. Sie konnte sich nicht erklären, warum die Mehrheit ihrer zukünftigen Kollegen nicht einmal den Versuch machte, ihre Büroräume zu verlassen. An einer Ausgrenzung durch die Feldforschung konnte es nicht liegen, im Gegenteil. Mit Freude hatte sie festgestellt, dass die Ausgräber, die sie kennengelernt hatte, die Unterstützung einer fähigen Sprachwissenschaftlerin zu schätzen wussten. Die meisten freuten sich regelrecht, dass ein Bücherwurm aus seinem Elfenbeinturm herabstieg, sich in den Dreck setzte und die Grabungskelle in die Hand nahm. Zugegeben, nach Ägypten würde sie so schnell wahrscheinlich nicht mehr kommen, aber es gab ja noch andere Kulturen, deren Hinterlassenschaften nach Entzifferungsspezialisten verlangten. In Mesoamerika war eine Grabungskampagne ohne Wissenschaftler, die Maya-Glyphen oder Aztekisch lesen konnten, beinahe sinnlos. Ein Studium der Altamerikanistik erschien reizvoll. Man würde sehen...

»Lisa, alles in Ordnung?«



»Oh ja, alles okay. Ich habe nur gerade an deine Erfahrungen mit der Altamerikaforschung gedacht. Ich denke, ich werde mich in der mittelamerikanischen Archäologie umtun. Im Gegensatz zu dir komme ich mit diesen schwafelnden Ethnologen und Sozialromantikern ganz gut klar. Momentan bin ich aber auf etwas ganz anderes scharf. Die wollen in der Mongolei nach dem Grabmal von Dschingis Khan suchen und-«

»Ach, Unsinn, weiß doch keiner wo das ist. Die orakeln schon seit hundert Jahren mit dieser Geheimen Geschichte der Mongolen herum, ohne dass was dabei herausgekommen ist. Der wird in irgendeinem mittelgroßen Kurgan verbuddelt worden sein, den die Einheimischen ein paar Jahre nach der Beerdigung geplündert haben, weiter nichts.«

Sie lehnte sich weit über den Tisch. »Das, mein lieber Peter, glaube ich eben nicht! Die Lage von Dschingis Khans Grab wird angeblich in mündlicher Überlieferung von Generation zu Generation über einige wenige Sippen weitergegeben. Irgendein Ostberliner Wissenschaftler hat jahrelang dort geforscht und praktisch mit den Einheimischen ein Nomadenleben geführt. Eher zufällig hat er erfahren, dass seine Gastfamilie zu diesen Eingeweihten gehört. Und offensichtlich hat er so handfeste Hinweise gesammelt, dass da zur Zeit ein ganz großes Rad gedreht wird, um in Karakorum eine international besetzte Kampagne an den Start zu bringen.«

Conrad winkte ab. »Das mag ja alles sein. Und wenn es stimmt, dann ist das eine richtige Sensation. Aber davon haben wir nichts. Die Mongolei ist ein kommunistisches Land, praktisch der kleine Bruder der Russen. Wenn in Karakorum in Zukunft jemals Deutsche ausgraben sollten,

dann kommen die aus dem Land unseres Freundes Josef Keller.«

Ein breites Grinsen machte sich auf Lisa Franks' geschundenem Gesicht breit. »Man hört aber läuten, dass der kleine Bruder das kommunistische Dogma des Antikapitalismus nicht zu streng interpretiert, wenn sich's lohnen könnte. Die Amerikaner machen gerade eine ansehnliche Menge Dollars locker, und es sieht so aus, als wenn sie nicht auf vollkommen taube Ohren stoßen. Egal, lange Geschichte. Ich hege jedenfalls die vage Hoffnung, dass ich mich und meine unentbehrlichen Kenntnisse über einen guten Bekannten ins Spiel bringen kann.«

»Deine runderen Gesichtszüge und die kleinen, schmalen Augen mit den Schlupflidern, das hat schon etwas leicht Asiatisches. Zumal dein Antlitz nach der violetten Phase einen wunderschönen gelb-olivnen Ton entwickeln wird... Also, wenn du dich ein bisschen beeilst...«

Conrad reagierte zu langsam. Einem hellen Klatschen folgten augenblicklich ein Brennen auf seiner linken Wange und einige neugierige Blicke.

»Wenn Sie glauben, dass damit alles für Sie ausgestanden ist, Conrad, dann haben Sie sich geschnitten. Ganz gewaltig geschnitten.« Der Leiter des Anthropologischen Instituts der FU Berlin sprach sehr leise. Und Peter Conrad fühlte sich weitaus unwohler, als wenn der Mann seinem Ärger lautstark Luft gemacht hätte.

»Professor Memm-«

»Setzen Sie sich endlich hin.« Der Mann zeigte auf den gepolsterten Lederstuhl vor seinem massiven Schreibtisch. Conrad nahm Platz und seufzte unhörbar. Eigentlich war er mit Memm immer gut ausgekommen, und der Professor hatte sich lobend über seine Arbeiten geäußert. Besonders an seinem Promotionsprojekt zu ägyptischen Mumien hatte der Mann reges Interesse gezeigt.

»Ich weiß nicht, was in Sie gefahren ist, Conrad. Sie wollten mit einer fertigen Rohfassung Ihrer Dissertationsschrift von Bergens Grabung wiederkommen – und stattdessen treten Sie irgendeinen Skandal los, der die Universitätsleitung jetzt schon seit Wochen beschäftigt. Dekan Lempp ist verschnupft. Die Universität steht in den Augen der Öffentlichkeit unmöglich da, sogar die internationale Presse ist auf den Vorfall aufmerksam geworden, verdammt nochmal, Conrad!« Memm fegte ein Exemplar der Washington Post über den Tisch in Peter Conrads Richtung. »Und dann hat auch noch die Polizei Erkundigungen über Sie bei Lempp eingeholt. Verstehen Sie?«

Conrad wurde allmählich wütend. Das Gespräch verlief im Grunde, wie er es erwartet hatte, aber dass Memm tat, als wäre er der letztlich Verantwortliche, trieb seinen Blutdruck merklich in die Höhe. »Professor Memm. Ich versichere Ihnen, dass ich nur Professor Bergens-«

Er wurde erneut unterbrochen. »Sie brauchen hier keine Versicherungen abzugeben, Conrad. Sparen Sie sich das für eine Befragung durch das Dekanat oder den Universitätssenat, falls es so weit kommt.« Der Professor schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, ich finde es einfach persönlich enttäuschend. Sie haben sich an Lempp gewandt, und mich haben Sie im Dunkeln gelassen. Eine vertrauensvolle weitere Zusammenarbeit kann ich mir auf dieser Grundlage nur schwer vorstellen.«

Conrad schluckte. Memm wollte die Geschichte scheinbar unbedingt persönlich nehmen. Da brachte es jetzt auch nichts, die Flucht in die DDR ins Spiel zu bringen, um zu erklären, weshalb er keinen Kontakt aufgenommen hatte. »Es tut mir leid, dass Sie das so sehen.«

»Mir tut es auch leid, Conrad. Gehen Sie mir aus den Augen.« Memm machte eine wedelnde Handbewegung.

Peter Conrad biss die Zähne aufeinander und ging.

Lisa hatte recht gehabt. Die letzten Wochen waren einfach nur eine einzige Katastrophe gewesen, und wenn er nicht rasch wieder in Memms Ansehen stieg, würde er einen anderen Plan für seine Zukunft machen müssen. Am Ende blieb ihm vielleicht nichts anderes, als nach Köln zurückzugehen. Conrad stapfte wütend den langen Flur entlang. Mal sehen, wie lange er sein Doktorandenzimmer noch behalten würde, so geladen wie Memm im Augenblick war. Wahrscheinlich war ihm nur noch nicht in den Sinn

gekommen, dieses Privileg zu streichen. Etwa auf halbem Weg hing ein altmodisches hölzernes Ablagesystem für die Post der Institutsangestellten an der Wand. Fast hätte Conrad den kleinen Zettel übersehen, den jemand weit hinten in sein Fach geworfen hatte. Und fast hätte er ihn einfach dort liegenlassen, denn er hatte genug schlechte Nachrichten für einen Tag gehört.

Etwa eine Minute blieb er einfach vor dem Postverteiler stehen. *Beruhig dich, Mann. Der Memm war stinksauer, weil Lempp ihn hat auflaufen lassen.* Und jeder wusste, dass Memm ein eitler Gockel war. Aber nicht ungerecht, normalerweise. *Der kocht wieder runter, wenn du ihn in Ruhe lässt und gute Arbeit machst. Hoffentlich...*

Das Anthropologische Institut der Freien Universität Berlin war in einem großzügigen historischen Backsteingebäude untergebracht. Da der Studiengang nicht eben überlaufen war, konnten sich Promovenden in der Regel über ein eigenes Arbeitszimmer in der Einrichtung freuen. Außerdem war im Kellergeschoss noch Platz für eine gut sortierte Präparate- und osteologische Sammlung, die den Studenten und Wissenschaftlern gleichermaßen zur Verfügung stand. Es wäre wirklich ein Jammer, hier weggehen zu müssen. Und überhaupt nicht einzusehen. Conrad langte nach dem bläulichen Papier einer Telefonnotiz, wie sie die Sekretärin hier im Institut verwendete. Überrascht stellte er fest, dass Paula Meier mehrmals versucht hatte, ihn zu erreichen.

Telefonate waren nicht seine liebste Methode der Kommunikation, so viel stand fest. Er hatte keine Durchwahl zu der Archivarin des Deutschen Archäologischen Instituts, und jetzt hing er gerade in einer Warteschleife. Wenn er wenigstens ein eigenes Telefon im

Büro gehabt hätte... Aber so weit ging die Großzügigkeit dann auch nicht.

»Peter, wir haben uns solche Sorgen gemacht«, flötete Fräulein Meppen, die Institutssekretärin, zum wiederholten Mal. »Aber du siehst ja ganz rosig aus.«

Conrad erklärte der guten Seele nicht, dass seine gesunde Gesichtsfarbe am ehesten Zornesröte war. Als nach zwei Minuten noch immer das Gedudel aus der Leitung drang, legte er den Hörer auf dem Tisch ab und setzte sich schließlich doch. Fräulein Meppen servierte ihm ungefragt einen Kaffee. Wahrscheinlich würde er ihr Büro erst in Stunden wieder verlassen können. Andererseits, vielleicht war eine-

»Paula Meier am Apparat. Guten Tag.«

Conrad schnappte sich hektisch den Hörer. »Paula?«

»Ach, nein. Endlich!« Paula klang erleichtert. »Seit wann seid ihr wieder hier? Habt ihr diesen Löffler gefunden? Du hättest dich ruhig melden können. Ich dachte schon, man würde nie wieder etwas von dir und deiner seltsamen Begleiterin hören. Verschollen hinter dem Eisernen Vorhang oder so ähnlich...«

»So ähnlich.« Er hatte nicht wenig Lust, ihr von dem Ärger zu erzählen, in dem er steckte, aber Fräulein Meppens freundliches, neugieriges Gesicht keinen Meter entfernt bremste ihn beträchtlich.

»Wie? Das ist alles, was du dazu zu sagen hast? Haben die euch irgendein Schweigegelübde da drüben abgenommen, oder was ist los?«

Conrad beschloss, dieses leidige Telefonat wieder auf Kurs zu bringen. »Paula, weshalb hast du versucht, mich zu erreichen?«

»Tja, wenn du das wissen möchtest, dann musst du mich schon persönlich besuchen kommen, mein Lieber. Ich

verspreche dir, dass du es nicht bereuen wirst«, sagte sie mit einem verheißungsvollen Unterton, der Conrad seltsam vorkam.

»Em, ich... aha. Also gut, ich denke, das wird sich irgendwie machen lassen.«

»Morgen um dreizehn Uhr bei mir im Büro. Und bring was Hübsches für mich mit.«

Peter Conrad blickte verdattert auf das Telefon, nachdem Paula das Gespräch kurzerhand beendet hatte.

Als die Strahlen der tiefstehenden Wintersonne sein Gesicht erreichten, wachte er auf. Ein Blick auf den Radiowecker sagte ihm, dass es schon fast zwölf war. Seit der Verwüstung seiner Wohnung durch die beiden Handlanger dieser ominösen VRIL-Gesellschaft spielte das Ding völlig verrückt. Manchmal schaltete sich der Radioteil mitten in der Nacht für einige Sekunden ein (genau so lange, bis er wach war), aber meistens verschlief der Wecker seine Aufgabe, ihn aus dem Bett zu holen. Es wurde Zeit für Ersatz. Wenn er gleich das offensichtlich nicht verhandelbare Mitbringsel für Paula besorgte, würde er im Saturn einen neuen Radiowecker mitnehmen. Vielleicht wäre ja schon eines von diesen Geräten mit CD erschwinglich, dann konnte es ihm endlich nicht mehr passieren, dass er am frühen Morgen von solchen Dingen wie »Live is life« oder, noch schlimmer, »Don't worry, be happy« aus dem Schlaf gerissen wurde. Diese debile Geträllerdudelflöterei zersetzte seine Gehirnzellen nun schon seit über zwei Monaten. Konnten die nervigen Jazzheinis nicht weiterhin Geheimtipps für den pseudointellektuellen Untergrund bleiben? Und warum nicht zwei Fliegen mit einer Klatsche erledigen. Das alte, aber optisch tadellose, Gerät würde immer noch ein feines Büroradio für Paula abgeben. Allerdings würde er damit die zweite Ohrfeige innerhalb von drei Tagen riskieren...

'Du wirst es nicht bereuen.' Was sollte das heißen? Conrad hoffte, dass die Archivarin des DAI nicht plötzlich die Neigung verspürte, ihn mit sentimental



Geständnissen zu konfrontieren. Nicht, dass er Paula unsympathisch fand, nur war sein angeschlagenes Nervenkostüm zur Zeit nicht in der Verfassung, eine Liebeskasperphase durchzustehen. Und seine physische Präsenz war nach einem langen Abend mit zu viel Bier des Grübelns auch nicht die überzeugendste. Er entschied, dass eine Packung Pralinen aus Metins Büdchen genügend Unverbindlichkeit ausstrahlte, aber alle diplomatischen Anforderungen für niederrangige Ereignisse erfüllte.

Außerdem war sein Timing gerade miserabel. Der neue Musikwecker musste warten, schließlich erwartete Paula ihn pünktlich um eins in ihrem Dienstzimmer. Ächzend hievte Conrad sich aus dem Bett und steuerte geradewegs auf die bereits am Vorabend geladene Kaffeemaschine zu. Er sollte die Ruhe bewahren. Memm hatte ihn zusammengefaltet — was hätte er vom Institutsleiter der Anthropologie sonst erwarten sollen, nachdem der selbst vom Dekan der Universität von höherer Stelle abgebürstet worden war? Doch Professor Memm würde sich erfahrungsgemäß auch wieder beruhigen, und die gute Paula wollte ganz sicher einfach nur nett sein. Vielleicht gab es im Deutschen Archäologischen Institut ja eine genau auf ihn zugeschnittene Stellenausschreibung, die sie ihm ans Herz legen wollte. Oder sie hatte weiter zu diesem mysteriösen Nazi-Lager Informium recherchiert. Wer wusste es schon?

Erleichtert realisierte Conrad, dass die für Paula Meier untypische Aufregung vornehmlich professioneller Natur war. Nach einer herzlichen Begrüßung, einem kurzen Gespräch über den Stand seines Ägyptenabenteuers und wohlwollender Registrierung der mitgebrachten Weinbrandkirschen kam sie auf den Grund ihrer beinahe

überschwenglichen Stimmung zu sprechen. »Ich vermute, du bist durch deinen Auslandsaufenthalt und die ganze Aufregung in der Folgezeit momentan nicht ganz auf dem aktuellen Stand bezüglich der heißesten Kampagnen auf diesem Planeten.«

Schon wieder eine seltsame Formulierung. Conrad zuckte mit den Schultern und wartete ab.

»Du siehst übrigens furchtbar aus, ist wohl spät geworden. Na, egal. Wenn du gehört hast, was ich für dich an Land gezogen habe... kleines Momentchen, ich gebe noch schnell im Sekretariat Bescheid.« Ohne weitere Erklärung verließ sie ihr Dienstzimmer und kam nach fünf Minuten zurück. Conrads fragenden Gesichtsausdruck ignorierte sie.

»Also. Kennst du Bjarni Herjolfsson? Wahrscheinlich nicht. Ein Kollege hier aus dem DAI, ein Völkerkundler. Er repräsentiert sozusagen den deutschen Part einer Ausgrabungskampagne, um die schon im Vorfeld ein großes Geheimnis gemacht wurde.«

Conrads Miene erhellte sich. »Aha, und weil dadurch hier im Institut eine Stelle temporär unbesetzt ist, hast du netterweise an mich gedacht.«

»Ja. Das heißt, nein, Peter!« Sie gestikuliert. »Doch schon, aber völlig anders. Also noch einmal von Anfang an.«

Wie sich herausstellte, war Doktor Bjarni Herjolfsson ein Norweger mit deutscher Mutter und ebensolchem Pass, was ihm außer den sprachlichen Fähigkeiten vor dreizehn Jahren auch die späte Verbeamtung im Dienst des DAI eingebracht hatte. Sein Fachgebiet war die Völkerwanderungszeit und die anschließende Epoche der wikingischen Expansion auf das europäische Festland, sowie die Inseln im Nordatlantik. Im Laufe der Zeit wurde